



In den Möbeln und Büchern
könnt ihr mein Leben suchen [...]
Gönnt euch ein Lächeln
nach meinem Tod
Ich lächle mit euch

(Aus der Tür gehen. In: *Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2020, S. 61)

AUS DER TÜR GEHEN

Über Christine Haidegger (1942–2021)

von Karl Müller



Christine Haidegger, 2012

Ja, dieses Lächeln gönnen wir uns nach ihrem Weggehen – im Schmerz und in der Trauerstille, weil sie, doch einfach so, befreit und heiter, aus der Tür gegangen ist, „ohne sich umzuwenden“. Die Tür blieb ja offen – dies der uns von ihr zuge dachte Trost. „Spuren“ hat sie ja genug hinterlassen, freilich so „wie die Narben der ersten / Regentropfen / auf einem staubigen Feldweg / – ausgelöscht schon / von den folgenden / doch bewahrt / von den Wurzeln / der ganz alltäglichen Gräser“ (*Atem. Stille* 1993, S. 59). Wir meinen sogar ihre lächelnde, ja schelmische, vielleicht sogar feixende Antwort zu hören.

Ihr könnt ja, so meint sie, zumindest in meinen Büchern nach meinem Leben suchen, was wir verlässlich weiterhin vorhaben – haben wir uns doch schon bisher ausgiebig in ihren Büchern, in ihren Gedichten, Romanen, Erzählungen und in ihrer Reiseprosa, umgesehen und jenseits dessen erkundet, was sie selbst uns in ihren offen autobiografischen Mitteilungen (z. B. *Von Menschen und Büchern*. In: SALZ, H. 161, Sept. 2015, 64–68) – ich stelle sie mir lächelnd vor – an Schnipseln kundtat und was andere aus welchen Perspektiven auch immer an ihr entdeckten: engagiert, frech, humorvoll, vehement ironisch, spitz, gesellig, fleißig, quirlig, genussfähig, wortreich, widerständig, unkorruptierbar, unpräventiös, vieldeutig, eine linke und protestantisch geprägte Agnostikerin, detailgetreu und sachlich sei sie gewesen, so heißt es, was ohne Intelligenz nicht geht – hilfreich, empathisch und selbstlos, eben praktizierte Humanität – ja, auch naturgemäß geschichtsbewusst. Seit ihrem Mädchen- und Jungfrausein war sie eine Sprachenaffine, auch eine Liebhaberin der Malerei (z. B. indigene und moderne Kunst; sie zeichnete und malte auch selber) und eine Vielleserin – von Shakespeare, den alten Kirchenliedern, den Kindermärchen bis zur literarischen Moderne, die ihr auch in ihrer eigenen Lyrik nahe war. „Wir waren eine lesewütige Familie“, erzählte sie über ihren Mann, ihre Tochter und

sich selbst – das Fieber kam nicht von ungefähr, es hatte Wurzeln in Kindheit und Jugend, wie man auch in ihrem ersten sensationellen Roman *Zum Fenster hinaus* (1979) nachlesen kann, will man breite Teile des Textes auch auf die autobiografische Folie hin lesen. Sie war eine Mehrsprachige, auch als Übersetzerin, eine Reisebegeisterte, die die geografischen und kulturellen Fremden, auch viel Bizarres, in Paris, Genua und sonstwo in Europa und in Übersee in sich aufzog und die *cultural clashes* in ihren Berichten und Reflexionen festhielt, und – dafür waren/sind ihr sehr viele dankbar – eine unablässig tätige Organisatorin und verlässliche Stimme, eben hauptsächlich für andere.

Wer aber versucht, in ihrem kurzen Lebensbericht *Von Menschen und Büchern* nach den lebensbestimmenden Prägungen des Durchlebten zu fragen bzw. hinter den Spiegel der von ihr scheu mitgeteilten äußerlichen Fakten zu blicken, entdeckt auch eine Frau mit aufrechter Haltung, die weiß, was fast lebenslange Krankheit und physischer Schmerz, was katastrophale Lebensverluste bedeuten: etwa angesichts des nie kriegsheimgekehrten Vaters und besonders angesichts des frühen Todes der eigenen, so überaus kreativen Tochter Christina-Maria (Meta MERZ 1965–1989) – ein tief sitzender Schmerz bis zum Ende. Ihnen hat sie in einigen ihrer Gedichte, Erzählungen und Romane scheu-lakonische Anspielungen und besonders bewegende Nachrufe gewidmet. Ihren Gedichtband *Herz.Landschaft.Licht* (2009) widmete sie ihrer Tochter: „Noch einmal /die Nabelschnur /zerschnitten // Weiß / rinnt mein Blut /am Herzen vorbei / zurück // Dein halbgeöffnetes Lid / damals / Dein halbgeschlossenes Lid / jetzt // Dazwischen / hast du gelächelt / Leuchtend geöffnetes Blau“.

Sie war eine Frau, die wusste, was es heißt, ohnmächtig bescheidene soziale Verhältnisse, Armut und Hunger erfahren zu müssen, die nie vergaß, was Krieg bedeutet, die



wusste, wie sich jugendliche und adoleszente Einsamkeiten, soziale Schranken und schwarze Pädagogik (Internatserfahrungen) anfühlen, die sich von von Besserwissern (beiderlei Geschlechts) nichts über lohnabhängige Hand-und-Kopfarbeit sagen zu lassen brauchte. Denn auch fremdsprachig versierte Ansage- und Auskunftsperson, Tippmamsell und Korrekturleserin waren einige ihrer Brotberufe – neben ihrem Schreiben. Lesen, Schreiben, Reisen waren ihr geliebten Überlebensstrategien – das Tagebuchschreiben, das literarische Konzipieren, die Sauerteige des Poetischen reifen, also fremd werden zu lassen, auf dass sie durchsichtig auf Nicht-Auto-Bio-Grafisches, also auf etwas Generations-, Geschlechts- und Klassenübergreifendes, ja Existenzielles werden können. Für sie war es wichtig, schmerzliche und schöne Erinnerungen nicht als bloße Erinnerungen abzutun, sondern das kritische Gedächtnis an schweres Leben gestern und heute wachzuhalten. Es gibt keinen Gedichtband – seit 1976 sind es fünf Sammlungen mit etwa 250 Gedichten geworden (*Entzauberte Gesichte* 1976, *Atem. Stille* 1993, *Weißer Nächte* 2002, *Herz.Landschaft.Licht* 2009, *Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2019) –, in dem nicht auch die unablässige Faszination der Schönheiten von Erde und Natur, oft in enger Verschränkung mit lebensgeschichtlichen Momenten poetisch glaubwürdig und bedeutungsreich mitgeteilt wird: „Lautlos / schmiegt sich das Gras an dich / auf diesem Hügel / Bäche / mäandern im Tal / und über den Friedhöfen / erheben sich / trotzrot / die Zwiebeltürme [...] // Dann spiegelst du dich / in dem Teich – wie als Kind – / Ein Sommer voller Libellen“ (*Lautlos*. In: *Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2020, S. 20)

Die äußeren Stationen ihres Lebens kann man allenthalben und hier und dort nachlesen. Das braucht man nicht zu wiederholen.

Jedenfalls hat Christine Haidegger auf mindestens drei Gebieten Exzellentes geleistet – in ihrer Lyrik, in ihren Romanen, (Reise-)Erzählungen, Kurzgeschichten und Prosaskizzen sowie als eine der herausragenden Persönlichkeiten der literarischen Szene Salzburgs seit Mitte der 1970er Jahre, etwa als Mitbegründerin der Autor*innen- und Diskussionsgruppe *projekt-IL* und als Herausgeberin der gleichnamigen Zeitschrift zwischen 1975 und 1980, einer nicht-hierarchischen, zu Beginn familiären (Tochter Christina-Maria gestaltete Covers) Plattform für so viele damals ganz junge Autoren. Einige von ihnen besitzen heute einen renommierten Namen (z. B. Walter Kappacher, Ludwig Laher, Walter Müller, Erwin Einzinger); nicht weniger als etwa 260 Autorinnen und Autoren publizierten in dieser Zeitschrift – weit über den engeren Kreis des Salzburger Zirkels (z. B. Gerhard Amanshauser, Max Bläulich, Christian Wallner) hinaus, etwa Ilse Aichinger, Italo Calvino, Helmut Eisendle, Elfriede Gerstl, Peter Henisch, Peter Handke,

Zbigniew Herbert, Ursula Krechel, Felix Pollak, Friederike Mayröcker, Peter Rosei. Christine Haidegger war das Herz/Zentrum dieser durch sie angebahnten Entwicklung einer vielfältigen Salzburger Literaturszene – 25 Jahre nach dem Krieg, als sich neue, politisch nicht-belastete und ästhetisch sich neu erprobende literarische Stimmen zunehmend Gehör verschafften. Haideggers Pionierarbeit ist nicht hoch genug zu veranschlagen – sie selbst machte davon allerdings nie viel Aufhebens. So gewann Christine Haidegger als Herausgeberin, aber zugleich als Lektorin hohes Ansehen nicht nur in der literarischen Community, sodass ihre Stimme beim Versuch, in Salzburg ein Literaturhaus zu initiieren, tatsächlich gehört wurde und zum Erfolg führte. Dass ihr auch berufspolitische, nicht nur ästhetische Probleme ein Anliegen waren, stellte sie als engagierte Sprecherin, z. B. als Obfrau der Salzburger Autorengruppe SAG und Salzburger Vertreterin der Grazer Autorinnen Autorenversammlung GAV, unter Beweis. Solche Leistungen anerkannten sukzessive auch die Zeitgenossen in Kultur und Politik und zeichneten sie seit Ende der 1970er-Jahre vielfach für ihre unterschiedlichen Leistungen aus (z. B. Goldenes Verdienstzeichen des Landes Salzburg 2005, Salzburger Lyrikpreis 2005, Stadtsiegel der Stadt Salzburg 2012). Sie selbst nahm solche Auszeichnungen „sehr stolz“ entgegen.

Wie meinte Christine Haidegger zuletzt? „In den Möbeln und Büchern könnt ihr mein Leben suchen.“ Jedenfalls in ihren Büchern kann man ihr inneres Antlitz sehen – da hat sie einfach recht: Als sie 2005 mit dem „Salzburger Lyrikpreis“ ausgezeichnet wurde, lautete die Begründung der Jury:

„Alle Texte Haideggers verstehen es überzeugend, sowohl Momentaufnahmen von Jahreszeiten, der Natur und des Lebens als auch existenzielle Erfahrungen wie Trauer, Einsamkeit, Zeit und Vergänglichkeit in einer nicht-manierierten Sprache wiederzugeben, die sich besonders durch ihre scheinbare Einfachheit und behutsame Bildhaftigkeit auszeichnet. Haideggers Ton hat nichts Aufgeregtes oder gar Auftrumpfendes an sich, im Gegenteil, die Gedichte sind leise und dezent, sie wollen keine Weisheiten etwa in Form von Sätzen verkünden, sie haben auch nichts Sprachexperimentelles oder -spielerisches im Sinn, Haideggers Gedichte sind sensible Beobachtungen und Mitteilungen über Innen- und Erfahrungsräume, die in knappen, ja lakonischen, nicht-klischierten poetischen Formulierungen festgehalten werden und gerade deswegen überzeugen und berühren.“

Damals hatte sie fünfzehn Gedichte zur Beurteilung vorgelegt. Es handelte sich um einen sowohl thematisch als auch poetisch exemplarischen Querschnitt ihres lyrischen Schaffens seit den 1970er-Jahren. Der Preis würdigte >>>



also schon damals das vorliegende lyrische Gesamtwerk – eine Würdigung, die durch die noch nachfolgenden zwei Gedichtbände, *Herz.Landschaft.Licht* (2009), gewidmet ihrer verstorbenen Tochter Meta Merz, und *Von der Zärtlichkeit der Wörter* (2020) auf das Schönste bestätigt wurde. Haidegger fand seit 2006 beim Salzburger Otto Müller Verlag Heimstatt, nachdem sich der Verlag 2006 bereit erklärt hatte, ihren dritten Roman *Fremde Mutter* in sein Programm zu nehmen, und es auch noch gelingen sollte, den 1979 geradezu als Sensation wahrgenommenen Erstlingsroman *Zum Fenster hinaus. Eine Nachkriegskindheit* (Rowohlt) neu aufzulegen (2016).

Bereits 1976 hatte der Darmstädter Verlag J. G. Bläschke in Zusammenarbeit mit dem Innsbrucker „Turmbund“ eine erste Auswahl ihrer Gedichte publiziert: *Entzauberte Gesichte* war der Titel dieser Sammlung – Gedichte ihrer „Jugendsünden“ zwischen ihrem 13. und 22. Lebensjahr, wie sie einmal augenzwinkernd meinte. Bereits diese Auswahl zeigte jedoch die eigene Klangfarbe der jungen Autorin. Zugleich sind die poetischen Orientierungen und Vorbilder spürbar: Georg Trakl, Christine Lavant und der frühe Paul Celan. Auch war sie in ihren frühen Jahren eine Rilke-Leserin. Schon früh ist Haideggers bildhafte Sensibilität für Naturerscheinungen und Jahreszeitlichkeiten als Spiegel des Inneren fassbar. Naturgemäß umkreist das junge Ich Erfahrungen der Sehnsucht nach Angenommensein und Liebe, zeigt aber auch schon eine sprachskeptische Haltung, spricht von metaphysischer Obdachlosigkeit und Vergänglichkeit, insbesondere aber vom Fremdsein und von Einsamkeit. An einigen Stellen ist ein schonungslos-realistischer Ton angeschlagen – Rettung nirgends?

UNSERE EINSAMKEIT

ist so

: daß wir das zuckende Herz
auf den wehrlosen Handflächen
darbieten könnten
den Vögeln zur Speise

Niemandes Auge
erhöbe sich.

(*Entzauberte Gesichte*, 49)

Das lyrische Wort gegen soziale Kälte

Atem. Stille hieß der zweite Gedichtband, der 1993 in der Reihe *Lyrik aus Österreich* (Verlag G. Grasl) publiziert wurde, wo schließlich 2002 – zehn Jahre später – auch der Lyrikband *Weißer Nächte* herauskam. Das Eröffnungsgedicht von *Atem. Stille* ist zugleich eine Art selbstappellatives Mottogedicht für Haideggers lyrisches Schaffen: „Tritt ein

ins Wort / Sieh, / was da war / was da sein wird // An der Schwelle / ködre den Lidschlag // Setze den Stein / gegen das Nichts // JETZT“ (*Atem. Stille*, S. 5). Und dazu in dieser großartigen Sammlung auch viele bewegende Erinnerungen wohl an ihr totes Kind: „Jemand / überwindet / die Trauer // Jemand / überschreitet / die Grenze // Jemand belächelt / den Tod // Sing weiter / Kind.“ (*Atem. Stille*, S. 61)

Die Lektüre der Gedichte in den beiden genannten Sammelbänden zeigt zugleich eine zunehmend verstärkte Beschäftigung mit sozialen Unterschieden und die Auseinandersetzung mit Randexistenzen, alltäglichen Beziehungskatastrophen und Verzweiflungen – gemäß der frühen Überzeugung für die schriftstellerische Arbeit, dem „Nichts sehen, nichts hören und nichts reden“ (*Entzauberte Gesichte*, S. 9) das poetische Wort orientierend, bändigend und bannend entgegenzusetzen. Auch Kindheitserinnerungen prägen die Sammlungen sowie die Auseinandersetzung mit einer virulenten Vergangenheit (z. B. *Berlin Wannsee* 1980).

Suche nach sprachlicher Verknappung

Der Umgang mit den Wörtern ist einem langsamen Wandel unterworfen. Das Bestreben nach größtmöglicher Verknappung wird spürbar. Auch die zunehmende Bereitschaft, konkrete und auf den ersten Blick unscheinbare Gegenständlichkeit unspektakulär auf innere Befindlichkeiten durchsichtig zu machen, auch von männlichen Ichs, wird erkennbar. Die letzten Gedichte des Bandes *Atem. Stille* (1993) skizzieren wichtige Motive des Schreibens und Arbeitens: *Zeichen setzen*, so nennt sich etwa ein Text, in dem das Gedicht mit einem besonderen steinernen „Findling“ verglichen wird, den „der Bauer / fraglos / ausspart beim Pflügen / wie alle vor ihm / von Anbeginn an“ (*Atem. Stille*, S. 60).

Der Folgeband *Weißer Nächte* (2002) enthält vermehrt eine Reihe von Gedichten, die lyrische Antworten auf die vielen Reisen darstellen, die Haidegger seit den 1980er-Jahren in den europäischen Süden (z. B. Italien, Provence, Portugal), aber insbesondere in die Vereinigten Staaten unternommen hat. Die Autorin hält besondere Momente fest, nicht nur ihr Befremden – „Du fühlst dich sehr fremd“ (S. 51) –, sondern auch ihr Staunen über Alltagsvorkommnisse in einer „westlichen“ Kultur im Vergleich mit dem „kalten“ Daheim.

2009 folgte – neu im Salzburger Otto Müller Verlag – der Lyrikband *Herz.Landschaft.Licht. Für Meta Merz, 1965 bis 1989*, wohl eine Sammlung ihrer gelungensten Gedichte seit den 1970er-Jahren, in denen Haideggers sprachpoetische Identität und thematische Fokussierungen sichtbar sind. Zum ersten Mal sind einige der den Band abrundenden Gedichte explizit eine Hommage an Georg Trakl, aber auch



versteckte Ingeborg-Bachmann-Anspielungen finden sich – zwischen Grodek-Entsetzen und Beschwörung der Liebe: „Streuende Hunde / am Rande des Schlachtfelds / Der Feldscher lehnt blutig / an seinem Zelt. // [...] Die Schreie / sind leiser geworden / Ein todweißer Mond / hängt über den Bäumen / Die Hände des Dichters zittern im Schlaf“ (S. 72) und dann: „Warum ich dich liebe / fragst du [...] // Wir haben denselben / Friedenshimmel / – unglaublich blau – / gesehen hinter den Bombern / und hatten rissige Hände im Winter / aber fröhlich / kratzten wir Rübenreste / aus Schüsseln. [...] // Und es gab keine Zeit / in der wir nicht / – du und ich – / eins waren / in jeglicher Sprache der Liebe.“ (S. 75f.)

Reise-Reflexionen, Kurz-Prosa und Romane

Haidegger ist ohne ihre mit Begeisterung und Wahrnehmungssensibilität seit den 1990er-Jahren verfassten drei Bände mit Reise-Erzählungen und Skizzen nicht ausreichend gefasst. Hauptsächlich der amerikanische Alltag ist im Fokus – hellsichtige Reflexionen über ihre Reise-Erlebnisse zwischen Vertrautheit und Distanz, also eine Art „American Sightseeing“, wie es im mittleren Sammelband *Cajuns, Cola, Cadillac* (1997) heißt. Bereits 1993 war der erste dieser Bände erschienen: *Amerikanische Verwunderung* (1993). Von einer „tollen Erfahrung“ sprach Haidegger in Erinnerung an ihre erste zweimonatige Lesereise und Lesungen an Elite-Universitäten in den USA: „Aus den Briefen nachhause entstand mein erstes US-Buch *Amerikanische Verwunderung* mit dem Cover von Gerhard Haderer“ (SALZ 2015, S. 67). Heidi J. Petermichl war Haideggers umsichtige Reisebegleiterin – über fast 15 Jahre (bis 2011) waren die beiden gemeinsam unterwegs, nicht nur in den USA, sondern auch u. a. in Portugal, Malta, Dänemark, Ägypten, Italien, der Türkei und in den Niederlanden (vgl. SALZ 2015, S. 34–40). 2010 erschien schließlich *Texas Travels, 2001–2009*. *Reise-Erzählungen*: Was ihr der Reisealltag an Schönem, Überraschendem, Bizarrem, Kuriosem, Ärgerlichem und Abstrusem zutrug: Spinnen, Autopannen, Wüstenregen, kuriose Sightseeing-Erlebnisse usw., also erzählerische, oft ungemein witzige Verarbeitungen des Erlebten, Gesehenen, Gehörten – erzählerische *road movies*, Lektürelust pur, oft auch den *clash* der Kulturen festhaltend.

Und schließlich: Da ist natürlich die „Haideggerin“ als Romancière und Erzählerin bewegender und oft pointenreicher Geschichten.

Haideggers Prosa seit 1979 umfasst drei Romane sowie zwei Erzählbände: *Schöne Landschaft. Eingesammelte Prosa* (1993) und zuletzt *Nach dem Fest* (2018; gewidmet ihren Familien Kilgus, Overdier und Pausz).



Es sind insgesamt ca. 40 Prosastücke, die kontinuierlich seit den 1970er-Jahren entstanden sind. Ihre „eingesammelte Prosa“ in *Schöne Landschaft* (1993) zeigt an vielen Stellen, wie hinter den glatten Oberflächen, den Alltags-Fassaden und ideologiegetränkten Verblendungen das Bedrohliche, das Abgründige, auch potenzielle Gewalt und postfaschistische Überzeugungen lauern. *Bewegung unter der Oberfläche* (Mai 1980), so heißt denn auch einer dieser Prosatexte. Sie sind wie Schaufenster in die Erlebnisse und Schicksale vieler Menschen, wohl auch mit autobiografischen Einsprengseln. Haidegger versteht es, durch genau überlegte und abwechslungsreiche Perspektivierung – einmal durch die direkte Selbstaussprache einer Person, im inneren Monolog oder erlebter Rede, die Nähe zu ihren Figuren herzustellen, dann wieder aus der Perspektive einer „bloß“ beobachtenden und mitteilenden Erzählinstanz die Leser zu packen. Oft sind es Kinder oder ältere Menschen, kleine Leute, Mädchen und Frauen, Nicht-Dazugehörige, aber auch Lehrer, denen wir begegnen. Meist sind es *Blitzlichter* (1982) auf Lebensstationen – so auch der Titel einer der Geschichten – und „Skizzen“, die das graue Routine-Leben, die Seelenkälte, Einsamkeit, Kontrolle und Ohnmacht als Themen aufgreifen.

Ihren letzten Erzählband nannte sie *Nach dem Fest* (2018) – die titelgebende Erzählung heißt so. Es ist die Geschichte einer bürgerlichen Ehe-Gewöhnlichkeit patriarchalen Zuschnitts, eine Geschichte der Kälte, Einsamkeit und des Schweigens angesichts verheimlichter Arbeitslosigkeit und Krankheit. Oft handelt es sich um soziale Prosa, wenn etwa über Heimatlosigkeit, Obdachlosigkeit, psychisch und physisch Kranke gesprochen wird oder die beklemmende Geschichte eines Bauernkindes und eines kleinen Buben erzählt wird – Schicksalsschläge und repressive Verhältnisse im Zusammenspiel. Aber auch Satirisches enthält das Bändchen, etwa *Der Traum von Salzburg*, und noch einmal Erinnerungen an Italien- und Ägyptenreisen.

>>>



Zeitdokument aus weiblicher und kindlicher Sicht

Es war Haideggers Debutroman *Zum Fenster hinaus. Eine Nachkriegskindheit* (1979) – inzwischen unter dem Titel *Mama Dear* 2002 von Heidi J. Petermichl ins Englische übersetzt und mit einem Nachwort von Renate Welsh versehen –, der eine Art Ruhm mit den bekannten Folgen im Literaturbetrieb begründete. Ihr Text schaffte es damals, in die Reihe „neue frau“ des Rowohlt-Taschenbuch-Verlages aufgenommen zu werden. Erstauflage: 30.000. Ihr Text hatte einen Nerv der Zeit getroffen – u. a. das Internat thematisierend hauptsächlich als paradigmatischer Ort repressiver Ordnung und Zucht sowie demütigender Befindlichkeiten und widerständigen Verhaltens. Es handelt sich um Aufzeichnungen eines aufmerksam registrierenden, schon sehr belesenen, etwa elfjährigen Mädchens, die erlebte und erlittene Zeitgeschichte in Mikrogeschichten von Krieg und Nachkrieg aufbewahren. „Zuerst die Wörter“, die sich in das Gedächtnis eingebrannt haben, so lautet der erste Satz des Romans: Oft gehörte und verwendete Wörter und Sprach-Floskeln mit ihren mit vielen Assoziationen und Konnotationen verbundenen Bedeutungsfeldern strukturieren die Erzählsequenzen, die auf eine zumindest kindlich imaginierte Katastrophe in der angeblich so glücklichen Wiederaufbauzeit zulaufen: Papa / vermisst / Luftschuttkeller / Soldat / verboten / illegal / Leichenschmaus / Heimarbeiten-Akkordarbeit / Hamstern / dumme Fragen / der beruhigt sich schon wieder / pass mir gut aufs Dirndl auf / Krieg verloren haben usf. bis hin zu jenem fatalen Gedanken: „Alles wäre einfach besser, wenn ich nicht wäre. Ich bin im Grunde nur eine Last für Mama. [...] Es wird gut sein, nichts mehr denken zu müssen. Dieses Leben zu vergessen. [...] Sie dürften einen nicht so allein lassen. [...] Dann steige ich auf das Fensterbrett. [...] Dann mache ich einen großen Schritt in die Luft hinaus.“ Haideggers Erstlingsroman machte damals u. a. deswegen Furore, bot doch dieser Text eine bis dahin nicht oft übliche weibliche Kindheitsperspektive auf die gesellschaftlichen und leistungsfanatischen Verhältnisse, die prekären Wertvorstellungen und Probleme einer postfaschistischen Zeit. Nicht zufällig sollte der Roman zuerst *Auftragsleben* heißen (Renate Langer. *Tödliche Ordnung*. In: SALZ 2015, S. 57) Die erzählerische Verfahrensweise, die tagebuchähnliche Ich-Perspektive des Mädchens, ist glaubwürdig und lebendig und ist für ein generationsübergreifendes Lesepublikum bis heute eine aufschlussreiche Lektüre.

Perspektive der Anderen, Vereinsamten

Hatte Haidegger mit ihrem Erstlingsroman die weibliche Kindheitswahrnehmung im Blick, so rückte sie in dem 1985

erschienenen und mit dem Romanpreis des ORF ausgezeichneten Roman *Adam / Adam* die Perspektive eines frühpensionierten Beamten in den Mittelpunkt und skizziert das Psychogramm eines alternden, vereinsamten und vereinsamenden Mannes. Die Autorin interessiert sich für die psychische Genese und die Bewusstseins- und Gefühlswelt eines nach Sinn Suchenden, dem äußerlich nichts abzugehen scheint, eines ersten Mannmenschen, der sich seine Reisen und Frauenbekanntschaft leisten kann, um Routine und Einsamkeit hinter sich zu lassen, und daran scheitert. Da ist einer, der vermeint, das Leben zu versäumen, und damit nicht ganz falsch liegt – mit Erinnerungen an Kindheit, Studium und Kriegszeit und mit der trostlosen Perspektive: „Seine Lebenserwartung beträgt noch weitere zwanzig Jahre.“ Damit erregte sie erneut Erstaunen, jetzt aber auch Skepsis, bei einigen sogar Schmähung, denn „als Frau dürfte ich nicht über Männer und ihren Sex schreiben“, wie sie erzählte: „Ich [aber] wollte etwas über soziale Isolation schreiben, die mir dauernd begegnete.“ (Christine Haidegger: *Bis mir die Gedichte fremd genug sind. Gespräch mit Christa Gürtler*. In: SALZ 2015, S. 60) Es verwundert, dass dieser Roman nie die Grundlage für einen Film geworden ist.

Leise Stimme gegen Krieg und gesellschaftliche Brutalität

Schließlich stellt Haideggers dritter Roman *Fremde Mutter* (2006) die Verdichtung der erzählerischen Anliegen der Autorin dar. Haidegger knüpft thematisch, motivisch und literarisch besonders an ihren Erstlingsroman an. Der Blick wendet sich diesmal zurück in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Österreich. Erneut ist es ein Mädchenschicksal, das jetzt aber zu einem Frauenleben erweitert wird. Elisabeth heißt die sich erinnernde und erzählende Protagonistin. In Haideggers Roman wird die Welt eines „braven“ und „bescheidenen“, auf ihre Weise aber starken, intuitiv hellhörigen und praktischen Mädchens, einer jungen, mit dem richtigen Herzenskompass ausgestatteten und mit allen möglichen Fähnissen des Lebens konfrontierten Frau und schließlich Mutter aus einfachen und armen Verhältnissen gestaltet. Es handelt sich um ein durchschnittliches, „unheroisches“ Frauenleben, das am Ende in Hartheim ausgelöscht wird. Erst nach und nach erschließt sich für den Leser/die Leserin, dass Elisabeths Erzählung an einen anonym bleibenden, jungen, noch nicht völlig ideologisierten Arzt in einem NS-Heim für angeblich Geisteskranke und lebenslänglich zur „Verwahrung“ Weggeschlossene gerichtet ist. Sie wird jetzt wegen ihrer natürlichen Aufmüpfigkeit gegen einen Krieg, in dem ihr Mann schon gefallen ist und aus dem sie ihren kleinen Sohn Johannes schon wegbringen konnte, auf



dass er überleben könne, als geisteskrank abgestempelt. Nur selten, sparsam und sachlich hören wir im Roman den jungen Arzt nachfragen – nach diesem und jenem Detail, nach diesem oder jenem Vorkommnis oder nach bestimmten Umständen aus Elisabeths Leben. Wir hören hauptsächlich Elisabeths Stimme, aber auch einige Stimmen aus ihrem Umfeld, z. B. jene ihrer Mutter oder auch Ilsen, einer in eine unglückliche Ehe geschlitterten höheren Tochter. Was Elisabeth berichtet, erscheint als etwas „Normales“, als etwas Unspektakuläres. Ohne viel Aufhebens wird das Beklemmende erinnert. Elisabeth erfährt auch viel Gutes, Glück und Angenommensein. Etwas Fatalistisches ist im Spiel, was man einfach hinzunehmen habe: Ausgrenzung, Enttäuschung, Verluste, Tod und Sterben gehören zum Leben. Der Roman ist mehr als ein bloßes „Stimmungsbild“ der Ersten Nachkriegs-, der Zwischenkriegs- und Kriegszeit. Elisabeths Lebensbericht ist auch ein Beitrag zu einer Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Zeit: Religiöse Haltungen, übliche Erziehungsmethoden, soziale Grenzen und Rollenfixierungen, sozial bedingte Ängste, Wünsche, Träume und Sehnsüchte werden thematisiert – hauptsächlich in einer ländlichen Welt am Beginn der Technisierung/Modernisierung. Bemerkenswerte Einblicke gelingen in verschiedene Milieus – in die Bauern- und Dorfwelt, in einen Pastorenhaushalt oder in herrschaftliches Unternehmertum. Dazugehören und Fremdsein bzw. Fremdbleiben ist eine wichtige Bedeutungsebene des Romans: Elisabeths Mutter, die Vielsprachige und Zugezogene, und Tante Marie, die zugeheiratete Französin, sind zwei jener Romanfiguren, an denen dies exemplifiziert wird. Besonders bewegende Passagen des Romans betreffen den Unfall von Mutter Dorothea und deren allmähliches Absterben und Bruder Gregors Aufbruch in die Neue Welt – mit einem Psalmenwort aus dem Munde der Mutter auf seinem Weg ins Ungewisse. Die Welt steht auf dem Kopf – so lernt man. „Den Opfern“, insbesondere den zu Geisteskranken gestempelten, ist denn auch das Buch gewidmet. Hier erzählt eine Autorin in behutsamer Zugeneigtheit zu Elisabeth und ihrer kleinen, „unpolitischen“ Welt – meist chronologisch und in realistischer Prosa. Der Zorn und die Betroffenheit über die Zerstörung dieses einfachen Frauenlebens erreicht die Leserschaft.

Aus dem Arbeitstitel *Boden aus Sternen, Himmel und Gras* wurde schließlich der beeindruckende Lyrikband *Von der Zärtlichkeit der Wörter* (2020). Er ist Haideggers letzter Gedichtband – eine Art lyrisches Vermächtnis in allen Aspekten, thematisch und verfahrensmäßig: Herrliche Naturlyrik, erinnerungsgesättigte Gedichte an Kindheit, Krieg und Nachkrieg und die Auseinandersetzung mit den Widersprüchen der Gegenwart, der Zusammenprall von ökonomistischer Zivilisation und bedrohter Naturschönheit hier und dort in den Weltgegenden – aber im Zentrum ste-

hen ihre Gedichte über Sterben und Tod. Dies alles in einer meist parataktisch „einfachen“ Bildsprache: „Ein Boden / aus Sternen im Winter / Im Sommer / ein Himmel aus Gras / Mein Grab / fügt sich fröhlich darein“ (*Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2020, S. 69). Einige dieser Pretiosen würden nach neu komponierter Musik verlangen.

Was wird in ihrem Nachlass aufbewahrt sein? Unpublizierte Romane? Übersetzungen aus ihrer Feder? Fragmente verschiedener Genres? Abgebrochene Buchprojekte, unfertige Lyriksammlungen, Korrespondenzen und Materialien, die neues Licht auf die Entwicklung der Salzburger Literaturszene seit den 1970er-Jahren werfen könnten? Wird man Christine Haidegger ein Ehrengrab widmen?

[...] Regen und Tau
sind die letzte Umarmung
für alle vor uns
Geh leise
Tritt zart auf
Spür deinen Herzschlag
Das Knistern
unter dem Moos
Erinnere dich
wieder und wieder

(Unten ist viel Platz. In: *Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2020, 64)

Gönnt euch ein Lächeln
nach meinem Tod
Ich lächle mit euch

(*Aus der Tür gehen*. In: *Von der Zärtlichkeit der Wörter* 2020, 61)

Karl Müller, geb. 1950 in Puch bei Hallein; Studium der Germanistik und Anglistik, Lehrbefugnis für Neuere deutsche Literatur und Fachbereichsleiter Germanistik der Universität Salzburg (2007–2011). Gastdozenturen in Debrecen, Lemberg, Amsterdam und Leiden; Publikationen zur österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, zur Geschichte der Literaturwissenschaft und zur Literaturpolitik. Mitglied des Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte an der Universität Salzburg (seit 2004); Vorsitzender des „Salzburger Musikvereins. Dialoge zwischen Klassik, Moderne und Volksmusik“, Leiter des Online-Projekts „Österreichische Schriftsteller und Schriftstellerinnen des Exils seit 1933“. Preis des Fonds der Landeshauptstadt Salzburg zur Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur (1998), Großes Verdienstzeichen des Landes Salzburg (2010).